

Briefe von Felix

Das Eigentümliche am Briefverkehr ist nun mal, dass man sich für eine Antwort in der Regel mehr Zeit nimmt als im direkten Dialog. Der Schreibende wägt ab, denkt über sein Sujet nach und stellt sich im Geiste vor, wie der ferne Adressat wohl reagiert. Für Felix Mendelssohn war diese Form der Kommunikation so wichtig, dass er einen Großteil seines Tagesablaufs darauf verwandte. 5.000 Briefe aus seiner Hand sind uns bekannt, und 7.000 erhaltene Briefe hatte er bei sich verwahrt.

Zu Beginn jedoch waren es Freunde und enge Familienmitglieder wie der jüngere Bruder Paul und der Sohn Karl Mendelssohn, die sich um die Veröffentlichung der Briefe verdient gemacht haben. Dass sie dabei in die Texte selbst eingegriffen, Namen getilgt, Briefe gekürzt und zusammengezogen haben, macht ihnen der Herausgeber der neuen Kritischen Ausgabe sämtlicher Briefe von Mendelssohn nicht zum Vorwurf. „Ihre Bücher fügen sich“, sagt Wilhelm Seidel, „am Ende zu einer kleinen, aber doch ansehnlichen Erinnerungsbibliothek. Sie verdient, besonders wenn man auf die Motive und Absichten der Autoren sieht, Respekt.“

Nichtsdestotrotz war unter Zugrundelegung der von Rudolf Elvers angelegten Sammlung eine Wissenschaftliche Edi-

tion der Briefe, wie sie nun von einem zehnköpfigen Team in Leipzig in Angriff genommen wurde, mehr als dringend geboten. Der erste Band mit Briefen von 1816 bis zum Juni 1830 ist soeben beim Bärenreiter-Verlag erschienen. Er enthält neben einem exzellenten Einleitungstext und biographischem Abriss hilfreiches Material zur Typisierung der Briefe, die oftmals überraschend geschlossen um Themenkomplexe wie Familie, Freunde, Reisen und eben die Musik kreisen. Eine umfangreiche Kommentarteilung im Anhang erläutert jede einzelne Zeile der Schreiben, die aus dem Zusammenhang gerissen nicht selten verwirrend oder gar unverständlich erscheinen.

So greift Mendelssohn zum Beispiel gern zu Bildern aus der Literatur, vergleicht sich in einem Brief an die Familie, in dem er jedes Mitglied einzeln anredet, mit E. T. A. Hoffmanns „Klein Zaches“ und bezeichnet Carl Friedrich Zelters Tochter Dorothea als die dort agierende Fee Rosabelverde. Andersorts werden wir Zeuge von Mendelssohns außergewöhnlicher Lebenslust und Ironie. Die Engländerinnen, so lässt er aus London hören, seien verrückt nach dem Tanzen. „Ich thue ganz patriotisch“, schreibt er, „und behaupte, kein Deutscher könne die Musik hören,



ohne Tanzlust zu bekommen, bewaise das durch die That und lehre meine Engländerinnen von Range rund Galopp tanzen. O Welt!“ Die Welt von Mendelssohns Briefen nun eröffnet uns die Wissenschaftliche Edition sämtlicher Briefe Mendelssohns in einer weit differenzierteren Perspektive. Der erste Band jedenfalls ist schon ein pures Lesevergnügen!

Helmut Peters

Felix Mendelssohn: Sämtliche Briefe, Band 1. Bärenreiter, Kassel 2009, 764 S., 149 Euro

Händels Opernkosmos

Langsam, aber sicher neigt sich das Jubeljahr für die beiden großen „Hs“ der Musikgeschichte – Haydn und Händel – seinem Ende zu. Das Ausmaß des Mozart-Jahres 2006 wurde nicht ganz erreicht. Doch was bleibt von den zahllosen Veröffentlichungen, die anlässlich der Jubiläen auf den Markt geworfen wurden? Ohne Frage zu den editorischen Großtaten zählt hierbei das Händel-Handbuch aus dem Hause Laaber, in dessen Reihe bereits zwei Bände zu „Händel und seine Zeitgenossen“ erschienen sind (siehe FF 5/09). Nun geht die Reihe in die nächste Runde mit den beiden Bänden zu Händels Opern und einem zu seiner Instrumentalmusik. Geht es im ersten Opernteilband vor allem um die Schauplätze, Händel in Hamburg, Rom, Florenz, Venedig und schließlich London, die Aufführungspraxis seiner Opern, sein Verhältnis zu seinen Sängern, den Kastraten und Virtuosen, seine Libretti, die Struktur und Rollentypo-

logie und nicht zuletzt die Interpretations- und Rezeptionsgeschichte seiner Werke, ist der zweite Teilband den einzelnen Werken einschließlich der Pasticci, Bearbeitungen und Fragmente gewidmet.

War Händel zwar in erster Linie Opernkomponist, so sind seine zwölf Concerti grossi als auch die „Wasser“- und „Feuerwerksmusik“ nicht weniger berühmt und stehen stellvertretend für sein ebenfalls reiches Œuvre im Bereich der Instrumentalmusik. In einem eigenen Band mit drei großen Kapiteln – Musik für Tasteninstrumente, Kammermusik und Orchestermusik – wird auch diese Facette von Händels Schaffen detailliert beleuchtet, ergänzt mit Beiträgen zur Überlieferung und



Rezeption sowie einem umfangreichen Anhang samt Werk- und Literaturverzeichnis. Lesenswert für den Fachmann und den interessierten Laien.

Björn Woll

Arnold Jacobshagen, Panja Mücke (Hg.): Händels Opern. 2 Bände. Laaber, Laaber 2009, 966 S., 172 Euro

Siegbert Rampe (Hg.): Händels Instrumentalmusik. Laaber, Laaber 2009, 618 S., 110 Euro

Spohr entdecken

Während man bei manch rundem Geburts- oder Gedenkjahr eines kanonisierten Komponisten oftmals seine liebe Not hat, aus den schier überquellenden Buch-Neuerscheinungen das wirklich Lohnende oder Neue herauszugreifen, hat man bei einem „vergessenen Meister“ vielfach ein ganz anderes Problem: nämlich zwischen apologetischen Entwürfen oder detailverliebten Spezialstudien überhaupt eine Darstellung zu finden, die in kritischer Distanz den roten Faden spinnt.

In diesem Sinne handelt es sich bei der nun in deutscher Übersetzung vorliegenden Spohr-Biographie von Clive Brown um eine der leider nur sehr selten anzutreffenden Veröffentlichungen, in denen sich Informationsdichte (sowohl biographischer Natur wie auch hinsichtlich einzelner Werke) und Verständlichkeit in

vorbildlicher Weise zu einem Ganzen fügen. Nachdem sie lange Jahre vergriffen war, wird damit die 1984 bei Cambridge University Press erschienene Darstellung auch hierzulande bequem und in einer aktualisierten Fassung verfügbar.

Eigenartig ist es freilich schon, dass sich in den letzten 25 Jahren allenfalls auf dem Tonträgermarkt etwas in Sachen Spohr getan hat, während der Notentext zu zahlreichen seiner Werke (auch zu gewichtigeren) noch immer nur mit äußerster Mühe zugänglich ist. So bleibt nur zu wünschen, dass von der jetzt pünktlich zum 150. Todestag herausgebrachten Biographie wirklich neue Impulse ausgehen – auch um Spohrs Schaf-



fen weit über den Kreis der Kenner und Liebhaber hinaus zu mehr Aufmerksamkeit zu verhelfen.

In diesem Sinne hat sich der Verlag hinsichtlich des Layouts und der Papierqualität alle Mühe gegeben, den Band wertig auszustatten. Gleichwohl könnte man sich

manche der erfreulich zahlreichen Notenbeispiele etwas kompakter gesetzt vorstellen; auch wären einige Faksimiles fraglos eine Bereicherung gewesen.

Michael Kube

Clive Brown: Louis Spohr. Eine kritische Biographie. Edition Merseburger, Kassel 2009, 500 S., Euro 49,90

Pralles Dirigentenleben

Wer das Amt des Dirigenten kapellmeisterlich dienend ausfüllt, ist auch als Mensch umgänglich und friedfertig. Könnte man meinen. Wer sich mit der neu veröffentlichten Biographie Joseph Keilberths auseinandersetzt, kommt zu einem anderen Schluss. Keilberth konnte ein echter Dickhäuter sein, einer, der kein Blatt vor den Mund nahm, auch und gerade wenn er die Leistung von Kollegen beurteilen sollte.

Man mag im ersten Moment stutzen, wenn man als Autor den Namen Thomas Keilberth liest. Kann es dem Sohn wirklich gelingen, ein unverstelltes, objektiv ausgerichtetes Bild des Vaters zu zeichnen, oder ist doch eine gewisse Verklärung mit im Spiel? Die Zweifel sind unberechtigt. Keilberth junior, der aus ebendiesen Gründen selbst anfänglich zögerte, zeichnet ein detailliertes, in der Fülle an Fakten und

Belegen, an Zitaten und Anekdoten beeindruckendes Porträt von Keilberth senior. Der Band vermittelt viel vom musikalischen Selbstverständnis des Dirigenten, auch von seiner Aura, die er wohl besessen hat, und seiner antikarajanischen Haltung allem Glamourösen gegenüber.

Es war die im Jahr 2005 begonnene Veröffentlichung des Bayreuther „Ring“ von 1955, die Keilberth wieder stärker in den Fokus der Musikgemeinde rückte und seine musikalischen Qualitäten eindrucksvoll vermittelte. Jetzt liefert diese üppige Biographie auch die entsprechenden Hintergrund-Dokumente: Briefe, Stellungnahmen und – eine Rarität! – Keilberths Dirigiergebücker, die zeigen,



welch selbstkritischer und genau hörender Mensch Keilberth letztlich war.

Das Buch ist vorbildlich ediert und enthält am Ende 20 Seiten Aussagen von Musikern, die mit und unter Keilberth gearbeitet haben, sowie einen knapp 80-seitigen Anhang mit gegliederten Registern und einer Phonographie mit allen ermittelten Tondokumenten des Dirigenten. Vorbildlich.

Christoph Vratz

Thomas Keilberth: Joseph Keilberth. Ein Dirigentenleben im XX. Jahrhundert. Hg. v. Hermann Dechant. Apollon Musikoffizin Austria, Wien 2008, 836 S., 69 Euro

Ernst Toch und mehr

Der in Wien geborene Ernst Toch (1887–1964) bezeichnete sich am Ende seines Lebens selbst als „der meistvergessene Komponist des 20. Jahrhunderts“. Ganz hat das nie gestimmt, doch wirft dieser Stoßseufzer ein durchaus bezeichnendes Licht auf seine von der Zeitgeschichte nicht unverschont gebliebene Biographie, die zudem noch ohne wirklichen künstlerischen Durchbruch auskommen

musste. Dabei schien Toch in den 1920er Jahren auf den ersten Blick alles „richtig“ gemacht zu haben – treu blieb er freilich nur sich selbst in seiner zögerlichen Haltung. Das Buch „Wahrhaftigkeit und Fortschritt. Ernst Toch in Deutschland 1919–1933“ von Heiko Schneider ist eine gut strukturierte Studie und hilft,

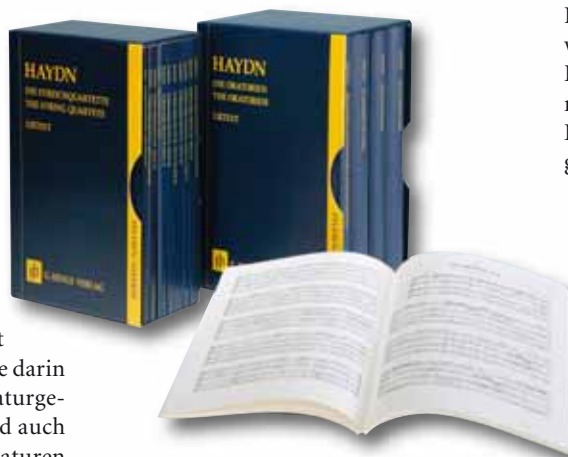


diese eigenartige Entwicklung besser zu verstehen – vom musikgeschichtlichen Kontext ausgehend über die genaue Quellenkenntnis bis hin zur Detailbetrachtung. Im Schott-Verlag erschienen, kostet der 278-seitige Band 39,95 Euro.

Michael Kube

Zwei Mal Haydn komplett

Haydns „Schöpfung“ ist ein Klassiker. Seine „Jahreszeiten“ auch. Und selbst die Vokalfassung der „Sieben letzten Worte“ ist den meisten Konzertgängern ein Begriff. Aber wie sieht es mit „Il ritorno di Tobia“ aus? Hier offenbart sich dann der Kenner der Materie, denn Haydns Oratorienstling auf ein italienisches Libretto ist alles andere als ein Repertoirestück. Haydn spart nicht mit dramatischen Effekten, um die darin enthaltenen Seelenstürme und Naturgewalten klingend zu evozieren, und auch die schier überbordenden Koloraturen stellen bis heute die meisten Solisten vor große Herausforderungen. Doch nicht nur auf dem Konzertpodium, auch auf dem Plattenmarkt ist der „Tobia“ schwer zu finden, eine der wenigen Aufnahmen (unter Andreas Spering) ist bei Naxos er-



schienen. Wer sich anhand des Notentextes einmal ausführlicher mit dem Werk beschäftigen möchte, bekommt nun die Gelegenheit dazu. Denn im Henle-Verlag ist nun ein Schubert erschienen, der sämtliche oben bereits erwähnten Oratorien

Haydns als Studienpartituren in hochwertigem Hardcover-Einband enthält. Ergänzt mit Vorwort und knappem Kommentar zu den wichtigsten Quellen der Edition ist diese zu einem sensationell günstigen Preis von 68 Euro erhältlich.

Nicht über mangelnde Popularität beklagen können sich die Streichquartette des Wiener Meisters. Nicht weniger als 69 Beiträge zur Gattung hat Haydn komponiert, ein einzigartiger Werkkosmos. Ebenfalls im Henle-Verlag ist nun ein weiterer Schubert erschienen, der sämtliche Streichquartette in zwölf Taschenbüchern vereint. Grundlage für die Taschenpartituren sind die wissenschaftlichen Referenzaufnahmen des Haydn-Instituts Köln, das die Werke auf dem neuesten Stand der Forschung zugänglich macht. Kostenpunkt: 169 Euro.

bjø

Walküren im Taschenformat

Die Edition Eulenburg ist das Synonym für Studienpartituren schlechthin. Unter anderem erscheint hier die Taschenausgabe von Wagners „Ring des Nibelungen“ in einer neuen Urtext-Ausgabe, die auf der Neuedition im Rahmen der Richard-

Wagner-Gesamtausgabe fußt, der ersten Kritischen Ausgabe der Partitur. Als Grundlage diente die Vorlage der Drucklegung, an der Wagner mitgewirkt hatte. Im Vergleich zu seiner Partiturerstschrift offenbart sie eine Tendenz zur dynami-

schen Verstärkung insbesondere in den Hörnern – eine Reaktion auf die besondere Akustik in Bayreuth? Neben „Rheingold“ und „Götterdämmerung“ ist damit auch „Die Walküre“ als große Taschenpartitur erhältlich. Preis: 44,95 Euro.

Hauptwerk

Das 1787 in St. Petersburg entstandene Requiem g-Moll ist, allein nach der Zahl der erhaltenen Quellen zu urteilen, sicherlich Domenico Cimarosas kirchenmusikalisches Hauptwerk. Der gelernte Opernkomponist hat mit ihm ein auf liturgische Eignung berechnetes Totenamt geschrieben, in dessen Arien zwar der moderne Opernstil zu seinem Recht kommt, das in seinen Chorsätzen aber vor allem den traditionellen Kirchenstil reflektiert. Durch wiederkehrende Motive erreicht Cimarosa eine bemerkenswerte Vereinheitlichung der Komposition.

Zu Lebzeiten des Komponisten wurde das Requiem nicht gedruckt, gleich zwei Ausgaben erschienen hingegen in den 1970er Jahren. Sie sind durch die neue Breitkopf-Edition von Reinmar Emans überholt. Denn Emans kann das Requiem zum ersten Mal in liturgisch vollständiger Form vorlegen, also einschließlich des Li-

bera me, des traditionellen Schlusssatzes der Totenmesse. Der Satz ist zwar eine spätere Zutat, noch dazu in einer abweichenden Besetzung. Doch er ist im Autograph und im originalen Aufführungsmaterial enthalten und gehört zweifelsfrei zu diesem Werk.

Autograph und Aufführungsmaterial, in dem sich Einträge Cimarosas finden, sind die einzigen authentischen Quellen und liegen der Edition deshalb zu Recht auch als einzige zugrunde. Merkwürdig, dass bis jetzt niemand darauf gekommen ist, sie statt der zahlreichen, dem Original ferner stehenden Partiturabschriften für eine Edition heranzuziehen. Nur auf eine solche Abschrift richtet Emans noch sein Augenmerk: Sie überliefert das Requiem in einer – wie er vermutet – früheren Fassung. Die Abweichungen dieser Fassung vom edierten Notentext werden im Lesartenverzeichnis dargestellt, das, wie auch



die Beschreibung und Bewertung der Quellen, den Anforderungen einer historisch-kritischen Ausgabe bestens gerecht wird.

Andreas Friesenhagen

Cimarosa, Requiem g-Moll, hrsg. von Reinmar Emans.
Partitur, Breitkopf PB 5284, 51 Euro;
Klavierauszug, Breitkopf EB 8636, 22 Euro

Verschrobene Gedankenspiele

Zwei Schriftsteller, deren Werk die Nachkriegszeit prägte. Zwei Schriftsteller, die gegen etliche Widerstände zu kämpfen hatten und deren Popularitätsstern nie dauerhaft leuchten wollte: Wolfgang Koeppen und Arno Schmidt. Auf Hörbüchern sind Teile ihres Schaffens zugänglich.

Als er seinen Hundertsten hätte feiern können, nannte ihn das Feuilleton einen „romantischen Jünger der tragischen Moderne“. Wolfgang Koeppen hat Hoffnungen geweckt und Enttäuschungen bereitetgehalten; sein Verleger Siegfried Unseld konnte davon ein Lied singen. Und so ist die Rezeptionsgeschichte dieses Mannes, der in gewisser Weise eine Art Sphinx war und es auch sein wollte, gepflastert mit Missverständnissen und gepflegtem Außenseitertum.

Zwischen 1951 und 1954 erschienen drei Romane, die später als „Trilogie des Scheiterns“ zusammengefasst wurden und die bis heute Koeppens Namen in den Literaturlexika wach halten, buchhändlerisch jedoch lange Zeit ein Flop waren: „Tauben im Gras“, „Das Treibhaus“ und „Der Tod in Rom“. Aus dem ursprünglich geplanten Projekt, Deutschland unter Hitler literarisch abzubilden, sind Romane über das Adenauer-Deutschland entstanden. „Tauben im Gras“ schildert einen einzigen Tag im amerikanisch besetzten Mün-

kalische Sprache verhilft seiner Prosa zu großer Eindringlichkeit. Leider geht von dieser Sprache in den Hörspielen einiges verloren, die Figuren verlieren an Profil,



drei Jahren zugänglich sind. Schmidts Hauptwerk ist „Zettel's Traum“, ein kryptisches Monumentalwerk, das im Grunde völlig hörbuchuntauglich ist, erstens weil

„Die Trilogie des Scheiterns“ ist eine Studie der Angst

chen, „Das Treibhaus“ einen SPD-Abgeordneten, der sein Heil im Selbstmord wähnt, nachdem er erkannt hat, dass seine politischen Visionen und die Realität des Wirtschaftswunderlandes nicht zusammenzubringen sind. „Der Tod in Rom“ setzt Opfer und Täter der NS-Zeit in Italien einander gegenüber – alle drei Romane sind Studien der Angst. Koeppen schildert Existenzen des Nebeneinanders, verortet in einer Welt, die den Übergang von Diktatur zu Demokratie erst noch lernen muss.

Wenn nun diese Roman-Trilogie in einer sechs CDs umfassenden Hörspiel-Version vorliegt, ist man voll Staunens, dass es sich hierbei nicht etwa um gehobene, jahrzehntealte Schätze aus deutschen Rundfunkarchiven handelt, sondern um Neuproduktionen, entstanden unter der umsichtigen Regie von Walter Adler und Leonard Koppelman. Koeppens teils kafkaesker Pessimismus scheint so wunderbar in eine Zeit der (Wirtschafts-)Krisen zu passen. Eine suggestive, zugleich musi-

vor allem im ersten Roman. Umgekehrt gewinnen die Produktionen immer dann, wenn Einzelschicksale fokussiert werden, wie der Abgeordnete Keetenheuve (eindringlich gesprochen von Rüdiger Vogler) oder der Ex-SS-General Gottlieb Judejahn (plastisch und erschreckend glaubwürdig die Stimme von Thomas Thieme), dessen Charakter hier auf fast provozierend zweideutige Weise abgebildet wird: Ist das wirklich Ernst oder doch Karikatur?

Nachdem sich die Roman-Trilogie für Koeppen nicht als der gewünschte Erfolg herausgestellt hatte, fand er in dem sieben Jahre jüngeren Alfred Andersch einen Partner, der bis 1958 die Redaktion „Radio-Essay“ beim SDR leitete und Koeppen für diverse Reiseberichte gewinnen konnte. Diese Essays liegen inzwischen in einer 15 CDs umfassenden Box vor, gesprochen von Ernst Ginsberg, Willi Reimann, Bernhard Minetti, Paul Hoffmann und anderen. Allein die monologartige Russlandreise „Herr Polewoi und sein Gast“ nimmt mehr als drei Stunden in Anspruch und wurde seinerzeit en bloc gesendet, nur einmal unterbrochen von den neuesten Nachrichten – Monumente einer längst zu Grabe getragenen Radioästhetik. Die CD ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, solche Produktionen überhaupt noch zu Gehör zu bekommen.

Wie Koeppen, so hat auch Arno Schmidt eine Reihe von Radio-Essays verfasst, die (ebenfalls bei CPO) unter dem Titel „Nachrichten von Büchern und Menschen“ seit

es in seiner gesamten Länge rund 80 CDs füllen würde, zweitens weil die verschrobene schriftliche Darstellungsform sich nicht in ein Audioformat übertragen lässt. Joachim Kersten, Bernd Rauschenbach und Jan Philipp Reemtsma haben nun eine Mini-Fassung erstellt. Zugegeben, das Hören ist genauso schwierig wie das Lesen, es ist ein Abenteuer, mehrere Zugänge sind nötig und von den Herausgebern auch explizit erwünscht. Die Vorstufe zu „Zettel's Traum“ bilden „Kühe in Halbrauer“, Geschichten ländlichen Lebens, entstanden 1960 bis 1963. Verschrobene Gedankenspiele in kompletter Länge. Für Schmidtianer ein Fest, für alle anderen eine Art Testlauf. Wer hier besteht, wird mit „Zettel's Traum“ gewiss leichter klarkommen.

Christoph Vratz

Koeppen, Tauben im Gras, Das Treibhaus, Der Tod in Rom; Hörspielbearbeitungen von Walter Adler und Leonhard Koppelman;

Hörverlag 6 CD 9783867174145

Koeppen, Nach Russland und anderswo – Neun originale Radio-Essays; gelesen von Bernhard Minetti, Ernst Ginsberg u. a.; CPO/JPC 15 CD 9783935840064

Schmidt, Zettel's Traum; gelesen von Jan Philipp Reemtsma u. a.;

Hoffmann & Campe CD 9783455306040

Schmidt, Kühe in Halbrauer; gelesen von Jan Philipp Reemtsma u. a.;

Hoffmann & Campe 10 CD 9783455306446